



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

F., G.: Eine deutsche Stadt beim Ausbruch des Krieges.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine deutsche Stadt beim Ausbruch des Krieges.

Friedlich liegt die ansehnliche Handelsstadt in der Ebene. Die engen Straßen der mittelalterlichen Stadt sind umgeben von einem Kranz blühender Anlagen, dahinter die Riesflächen, welche dem großen Meszplatz unvermeidlich sind, und darüber hinaus die breiten Straßen und stattlichen Häuser des modernen Anbaues, welche sich fast nach allen Richtungen weit in die Ebene strecken. Wenig Städte des Binnenlandes giebt es, in denen das Grün der Natur so dicht die Wohnungen emstiger Menschen umzieht, die Amsel so lustig in den Gärten pfeift und die Tauben so sicher unter den Lastwagen einherlaufen.

Es ist eine ansehnliche Stadt, im deutschen Lande wohlbekannt. Sie ist von einem großen Dichter einmal mit Paris verglichen worden, und wenn man jetzt diese Aehnlichkeit nicht mehr überwältigend finden sollte, so muß wohl der Verderb von Paris die Schuld tragen. Unsere Stadt wenigstens hat sich seit dem vorigen Jahrhundert sehr zum Bessern verändert. Es ist keine der größten Städte auf deutschem Boden, aber eine der wohlhabigsten, und es ist gesunder Wohlstand, der hier gedeiht, denn Viele nehmen daran Theil, auch der kleine Mann fühlt sich bei wackerer Arbeit hier leichter behaglich, als anderswo. Es ist ein verständiges, arbeitsames Geschlecht, Communal Sinn, hübsche Bildung, ein warmes und inniges Familienleben. Wenn die Deutschen in den letzten Jahren ihrer übergroßen Festfreude eine Stätte suchten, haben sie gern diesen Ort gewählt, und alle, die hier waren, wissen die Gastlichkeit und die kluge Umsicht der Bürger zu rühmen.

Fast überall haben die letzten Jahre den Städten, welche Mittelpunkte ihrer Landschaft waren, Gedeihen und Vergrößerung gebracht; keiner vielleicht ist dieses Glück so reichlich zu Theil geworden, als der unsern, und in rechtem Gleichgewicht hat sich nicht nur materieller Wohlstand vergrößert, auch die Freude am Schönen und die Wissenschaft haben hier eine gute Stätte, und das System von Häusern, Gärten und schönen alten Bäumen, von schaffenden und genießenden Menschen galt in der ganzen Welt für einen neutralen Grund und einen rühmlichen Ort, mit ihm zu handeln und darin zu hausen. Es ist eine friedliche Stadt von stillem Frohsinn, freundlich für Fremde und aller Welt angenehm. Sie ist nicht Hauptstadt ihres Königreichs, aber es kann wohl sein, daß der Chinese oder gebildete Sandwichsinsulaner mehr von ihr weiß, als von dem Staate, zu welchem sie gehört. Auch die Bürger wissen sehr wohl, daß sie Deutsche sind, und haben immer ehrbar an dem Vaterland gehalten. Nur ein Schatten schwebt über der Stadt wie ein böshaftes Angebinde,

welches eine böse Fee in ihre Wiege gelegt hat. Wie friedlich und lachend sie im Lande liegt, sie gilt den Gewaltigen des Krieges für einen angenehmen Ort, um ihre greulichen Zwiste dabei auszukämpfen. Jeder deutsche Krieg faßt sie mit eiserner Hand. Im dreißigjährigen zwei große Schlachten und fünf Belagerungen, im siebenjährigen harte Behandlung und unerschwingliche Contribution, im Freiheitskriege vollends die größte Völkerschlacht der neuen Zeit. Noch ragen überall die Erinnerungen an die Größe und das Entsetzen jener Tage. Kein wahrheitsliebender Mann wird die Behauptung wagen, daß den Bürgern unserer Stadt an diesem Ruhme irgend etwas gelegen ist, selbst wenn er den Namen der Stadt für alle Zeit unvergänglich machte. Man hätte zu keiner Zeit etwas dagegen gehabt, wenn die finstern Dämonen des Krieges andere Tummelplätze für zweckmäßiger erklären wollten.

Da kam, es sind jetzt einige Wochen her, allmählig die Sorge von einem gewaltsamen Ende der politischen Verwickelung in die Herzen der Einwohner. Handel und Verkehr stockten, das Geld war bereits theuer, es wurde alltäglich schwerer zu haben, die Zahl der Lastwagen, welche durch die Straßen fuhren, minderte sich, es wurde nicht leicht, die Arbeiter der Fabriken zu beschäftigen; wer die Gesichter der Menschen betrachtete auf der Straße und im Stadtwald, der sah in viele bekümmerte Miene; wo die Männer zusammensaßen in bedächtiger Unterhaltung, da war der Eifer groß, und Staatsmänner in der Nähe und Ferne wurden aufgeregter begutachtet. Das war überall in Deutschland so, denn es ist immer noch das Schicksal der Deutschen, daß 36 Millionen — soweit diese gesprächsfähig sind — sich bei der Kanne unpolitisch über das unterhalten, was einige Wenige thun.

Man erwog Krieg und Frieden, auch den Krieg noch mit unbefangener Ruhe, wie eine Möglichkeit, die im Grunde doch gar nicht anzunehmen war, und wenn ja Einer mit Entschiedenheit diese Möglichkeit vertrat, wußte auch er schwerlich aus eigener Erfahrung, wie der Krieg weh thue. Da kam in den letzten Tagen Schlag auf Schlag, Ahnung, Wahrscheinlichkeit, Sicherheit eines Kampfes der Landsleute auf deutschem Boden gegen einander, eines Krieges, den die eigene Regierung gegen die des Nachbarstaates führen sollte. Die Stadt selbst hatte noch in den letzten Wochen ihren König treugehorsamst gebeten, eine angebotene Neutralität zu beobachten, und ihrem Lande den Bruderkampf zu ersparen. Aber man vernahm in der Residenz diese Mahnung ungern und wählte nach kurzem Schwanken den Krieg.

Und diese Wahl machte den Bürgern wie ein blendender Blitz sichtbar, was ein innerer Krieg zu unserer Zeit im Tagesleben der Menschen umwandelt, selbst bevor sie von seinen ärgsten Schrecken betroffen werden.

Auch der Krieg, das Ungeheuer, verhüllt, wenn er zuerst in die Länder tritt, die Schrecken seines furchtbaren Angesichts, er müht sich, mild auszusehen,

und fordert mäßig, aber schnell wächst sein Grimm, eisern legt sich die finstere Nothwendigkeit in die Seelen der Menschen, der Kämpfenden und Leidenden. Auch uns mag die Zeit kommen, wo ein Lächeln nicht mehr gestattet ist. Noch ist es möglich, die wechselnden Stimmungen des Tages mit der heitern Fassung zu betrachten, die der Mann auch vor der Gefahr nicht verlieren soll. — Auf den Straßen wird es lebhaft; wenn die Balken vor einem Neubau dröhnen, meint der Städter Kanonendonner zu hören, überall öffnen sich die Fenster, und mit gespannter Miene lauschen die Leute; wenn ein Reiter schnell durch die Straßen sprengt, glaubt man den Hufschlag einreitender Husaren zu hören, und jeder Brauwagen klingt wie fahrendes Geschütz.

An den Straßenecken haben sich die fliegenden Buchhändler aufgestellt, Extrablätter melden fast zu jeder Stunde Telegramme der letzten Drähte, welche noch auf ihren Pfählen schweben, und aufregende Gerüchte, welche die nächste Stunde widerlegt. Auch alte Prophezeiungen tauchen auf, die gefälschte Weissagung eines Bruders Hermann von Lehnin, die im 13. Jahrhundert verfaßt sein soll, die aber in Wahrheit nach dem Tode des großen Kurfürsten von einem östreichisch Gesinnten in lateinischen Versen erdacht und niedergeschrieben, seitdem oft übersezt und mit Zusätzen vermehrt, im Volke verbreitet worden ist. Und daneben tauchen aus dem Volksgemüth uralte Bilder auf, und ehrbare Mütterlein berichten von Weissagungen in alten Büchern, nach denen der Feind zulezt nur noch so viel Leute übrig behalten soll, daß sie unter dem Dache eines Birnbaums Platz haben.

Unterdeß rüstet sich die Stadt für fremde Einquartierung; es ist eine verständige, vorsichtige Commune, die nicht überrascht werden und nicht die Unordnung quartierloser Truppen ertragen will, viele Schreiber sitzen und verfassen Quartierzettel. Wer auch zu den offenen Thoren hereinkomme, er soll finden, daß der Bürger das Unvermeidliche ihm und sich vorsichtig zurecht gelegt hat. Auch die Hausfrauen denken an Lager für die Einquartierung, an Matrazen und Decken und Lebensmittel. Man erkundigt sich, wie viel der Soldat auf Kriegsfuß zu essen berechtigt ist, etwa zwei Pfund Brod und ein halbes Pfund Fleisch, die Bayern aber mehr. Sorgliche Hausmütter kümmern sich auch um die Theuerung, welche in die Stadt kommen wird; Vorräthe werden angeschafft, und weil alte Erinnerungen aufleben, daß in ärgster Kriegsgefahr das Brod unerschwinglich wird, häuft eine bedächtige Wirthin Körbe von Milchbrod, um zur letzten Zuflucht, wenn alles aufhört, die versteinerten einzuweichen oder nach der Rückkehr in unheimliche Naturzustände zwischen zwei Steinen zu zerreiben, wie Robinson Crusoe seinen Schiffszwieback. Der Hausherr aber versteht sich mit billigen Cigarren, denn von guten Freunden, die vor Jahren an den „Straßbayern“ ihre Erfahrung gemacht haben, ist er belehrt, daß die Pfeife der Krieger eine aromatische Belästigung seines Quartiers werden kann, und daß

ein wirksames Mittel dagegen reichliche Cigarrenspende ist, welche dem Krieger unter der Bedingung gewidmet wird, dieselben außerhalb des Quartiers zu rauchen.

Näher rückt die Entscheidung ob Krieg auch unserem Lande, banger wird die Erwartung. Die letzte Sitzung des alten Bundes, die letzten Forderungen der streitenden Regierungen, die letzten Noten, die letzten Proclamationen. Näher zieht die Wetterwolke, wie ein Blitz und Schlag kommt die Nachricht, daß der Krieg vor den Thoren sei. Jetzt stürmen über die Sorgen um das eigene Gedeihen auch größere Gefühle durch das Herz. Der Bürger sieht, daß er mitten im Lande wie auf einer Insel wohnt, abgeschnitten von seinen Geschäftsfreunden und von Verwandten. Welcher Zustand! Die Zeitungen kommen um mehre Tage später, die Schienenwege sind aufgerissen, die Telegraphendrähte zerschnitten, der Culturgewinn, welchen die letzten dreißig Friedensjahre ihm brachten, die Grundlagen des gesammten Verkehrs mit der Welt sind ihm plötzlich genommen. Als vor mehr als 50 Jahren zum letzten Mal der Krieg durch die deutschen Lande zog, war die Verbindung der Stadt mit andern Städten im Vergleich zur Gegenwart so geringfügig, daß eine Unterbrechung ganz unverhältnißmäßig weniger Erstaunliches hatte. Der Städter las nur eine Zeitung, die in den meisten Theilen Deutschlands drei bis vier Mal in der Woche erschien, nur einmal im Tage erhielt er seine Briefe, kaum den zehnten Theil der Correspondenz, die ihn jetzt beschäftigt. Alle Kunde von der Außenwelt schritt nicht schneller zu ihm heran, als Postpferde auf schlechten Wegen laufen, oder als ein Landbote schreitet. Jetzt sind der Draht, der Schienenweg, die Presse aus ganz Deutschland nicht nur Gewohnheiten seines Lebens geworden, die er nicht zu entbehren weiß, seine gesammte Thätigkeit, ein wesentlicher Theil der geistlichen Nahrung, welche er aufnimmt, alle Fäden, welche ihn über Haus und Gemeinde an die civilisirte Welt knüpfen, laufen in diesen neuen Culturerfindungen. Er ist nicht nur durch den stockenden Verkehr und die Verluste einer erwerblosen Zeit ärmer geworden, er fühlt auch eine ähnliche Unsicherheit, wie der Wanderer, der auf Moorgrund steht, er sieht sich zurückversetzt in Zustände, an die er kaum noch aus seiner Jugendzeit eine Erinnerung bewahrt, und er fragt sich zornig: darf, was Bildung und Thätigkeit der Menschen in dreißig Jahren geschaffen, jetzt im Nu dahinschwinden?

Aber das ist das Aergste noch nicht. Seine Stadt ist plötzlich eine Grenzstadt geworden, von feindlichem Lande umgeben. Die Gebiete benachbarter Landesherren, welche durch einander fast vor den Thoren liegen, so in einander geklammert, daß nur die Umwohner die Grenzmarken kennen, sie sind ihm feindliches Gebiet geworden, und feindlich eines dem andern. Von Fürsten desselben Blutes und Hauses hält der eine zur rechten, der andere zur linken Partei, Einwohner derselben Landschaft, Stammgenossen und Verwandte sind plötzlich

Feinde, deren Truppen in den nächsten Wochen gegen einander im Felde stehen können. Das ist kein Krieg mit einer auswärtigen Macht, es ist in Wahrheit ein Kampf zwischen Verwandten, zwischen Nachbarn und Vertragsgenossen, die bereits so eng mit einander verbunden waren, daß sie nur zuweilen achselzuckend daran dachten, wie ihre Regentenfamilien nicht dieselben seien. Auf der Idee einer großen Bundesgenossenschaft hat sich seit 50 Jahren das deutsche Leben so fest zusammengeschlossen, daß die Staatsverschiedenheit für die Binnendeutschen den größten Theil ihrer Bedeutung verloren hat. Wir meinten trotz unserer Kleinstaaterie in Wirklichkeit ein einiger Friedensstaat geworden zu sein, selbst die Verschiedenheiten in der localen Gesetzgebung waren nicht groß, und ein System von Verträgen machte Geschäft und Verdienst, Verbindung und Uebersiedelung aus einem Staat in den andern, die Ausbreitung des Verkehrslebens über die Pfähle des heimischen Staates so leicht, daß der Bürger in Mitteldeutschland die politischen Grenzen zuweilen mit stiller Heiterkeit betrachtete.

In funfzig Friedensjahren sind auch die Bürger und ihre Familien innig verwachsen, der Angehörige des einen Staats arbeitet in dem andern, er hatte vielleicht dort geheirathet, jetzt ist er in seiner Heimath zu den Fahnen gerufen, Weib und Kind hungern in Feindesland. Ein Rittergutsbesitzer hat Güter in dem einen wie in dem andern Staat, für ihn war die Grenze gar nicht vorhanden, jetzt stehen die Leute des einen Gutes gegen die des andern in Waffen, er selbst mag mit seiner rechten Hand seine linke schlagen und sich fragen, wie ein Krieg möglich ist, der ihm seine Wirthschaft, ja seine persönliche Existenz zweitheilig scheidet. Eine Mutter hat ihre beiden Söhne in zwei feindlichen Heeren, die Brüder können in den nächsten Tagen auf dem Schlachtfeld einander tödten, und über den Gedanken entsetzt fragt die Arme: darf so etwas in unsrer Zeit möglich sein?

Noch mehr. Wenn der Deutsche das Ungenügende in seinem Staatsleben bitter empfand, so durfte er sich mit der Auffassung trösten, daß über dem kleinen Staatsbau seiner Heimath sich ein großes Haus erhob, an dem seine Väter und er eifrig gearbeitet hatten, er war ein Deutscher. Das Brudervort befriedigte ihn, wenn er an die Spaltung zwischen Süden und Norden, zwischen Preußen und Sachsen dachte. Seit Errichtung des Zollvereins war auch für den Erwerbenden einheitliches Gebiet, was der Wissenschaft und Kunst immer eines gewesen war. Alle idealen Interessen und alle realen versicherten ihn, so meinte er, eines eisenfesten Zusammenschlusses mit den andern Ländern unter deutschen Regenten. Wenn er über die Unbehilflichkeit und innere Hohlheit des deutschen Bundes spottete, so that er es in dem sicheren Gefühl, daß der Bund auch ohnmächtig sei, die geistige und materielle Einheit der Deutschen zu stören, und daß seine abgelebte Form über kurz oder lang einer vernünftigeren Organisation der deutschen Stämme ohne große Kämpfe weichen werde.

Kraftentwicklung dort, in Wollen und Kampf muß er, wenn auch widerwillig, etwas Großes anerkennen. Er aber sieht zu, er duldet und liegt wie weiches Blei zwischen Hammer und Amboss. Sehr wacker und tüchtig war er, er ist bis jetzt doch ein politisches Nichts gewesen; groß hat er sich im Festschmuck seiner Stadt als Deutscher gefühlt, er war es nur so lange, als es einigen lächelnden Diplomaten gefiel, oder bis der Zwang des Krieges, der die Wetter über seinem Haupte sammelt, über ihn, sein Leben und seinen Namen entscheidet.

Hat der Bürger in Wahrheit das Herz eines Mannes, so muß ihm diese elende politische Lage, in der er bis jetzt dahingelebt hat, durch die letzten Wochen unerträglich geworden sein; ist er nicht ganz stumpf an Urtheil und entnervt im Willen und ganz verblendet durch Lakaiendemuth, so muß in ihm während dieser Tage der Gefahr und Noth die feste Ueberzeugung aufglühen, daß das so mit ihm nicht bleiben darf; daß er trotz aller Privattugenden ein schlechter Bürger seiner Stadt und seines Landes ist, wenn er nicht jeden Muskel seiner Kraft anspannt, festere Grundlagen seines Lebens zu finden, eine bessere Bürgerschaft für sein Deutschtum, die ihm und seinen Kindern Gewähr giebt, daß dergleichen, was er jetzt erlebte, fortan unmöglich werde.

Dafür aber giebt es nur einen Weg, einen sichern und gefahrlosen. Was Veranlassung dieses Krieges geworden ist, das vermag auch dem Opfer des Krieges und seiner Heimath Rettung zu bringen. Der Krieg ist entbrannt nicht wegen altem Zwist zweier Großmächte um speergewonnenes Land, sondern in Wahrheit, weil die eine den Muth hatte, eine neue Organisation der Deutschen in festerem Bunde zu fordern. Es ist thöricht, an den letzten Motiven zu mäkeln, welche die Forderung eines freien und einheitlich verbundenen Deutschlands veranlaßt haben. Die Forderung an sich ist gut, höchst berechtigt und nothwendig für unser Leben und Glück, für unsere Ehre und unsern Stolz; sie ist für das Gedeihen unserer Stadt und des Einzelnen fortan die einzige Hilfe und Rettung. Der Staat, welcher diese Forderung erhoben, hat sie jetzt zur eigenen Lebensfrage gemacht, seine ganze waffenfähige Mannschaft steht dafür im Felde. Es ist gewaltiger Ernst geworden, und an jeden tritt die Forderung heran, sich zu entscheiden, ob er an diesem neuen Gebäude über deutschem Boden helfen will oder nicht, ob er sein Haupt unter sicherem Dach bergen, oder aber ohnmächtig und thatlos vegetiren will, ein Deutscher beim Glase Wein, im Ernst des Lebens ein staatloses, kraftloses, verachtetes Einzelwesen.

Es wird von ihm nicht verlangt, daß er seine eigene Art, den heimischen Namen, Vorliebe und Abneigungen in sich ausrotten soll. Das wäre allzu schwere Arbeit für diese Tage. Nur an seinen Vortheil und seine Ehre soll er denken, an seine Arbeit, an die Häupter seine Söhne, denen er ein männ-

liches Herz und ein geachtetes Leben wünscht, und mit diesem Gedanken soll er für das Einzige sprechen und handeln, was jetzt ihn und sein Volk aus der Verwirrung herausheben kann, für ein frei gewähltes Parlament.

Wenn er jetzt durch die blühenden Anlagen seiner Stadt geht und auf den Kieswegen die neue Einquartierung Arm in Arm mit jungen Leuten aus der Stadt schreiten sieht, mag er sich seiner höchsten Pflicht erinnern, welche ist, daß er in Wahrheit ein Deutscher werde, daß er selbst oder seine gewählten Vertreter über seine und der Nation höchste Interessen wache und dieselben verwalten helfe. Und wenn er in seinem Comptoir sitzt und finster die Absagebriefe alter Geschäftsfreunde durchliest, über die unbeschäftigten Federn seiner Commis blickt und die Verluste dieses harten Jahres erwägt, soll er an dieselbe Pflicht denken, und wieder an sie, wenn er seine ausblühenden Kinder betrachtet und in der Stille fleht, daß ein gnädiges Schicksal die Schrecken der nächsten Zukunft von ihrem Leben fern halte und ihnen dereinst gestatte, sich mit berechtigtem Bürgerstolz als Deutsche zu fühlen.

G. F.

Die Stimmung in Preußen.

Schnell lebt der Mensch in großer Zeit. Was gestern noch unmöglich schien, wird heute Thatsache, und Manches, was gestern ein Unrecht gewesen ist, wird heut zur Pflicht.

Der Krieg in Deutschland ist ausgebrochen. Jetzt ist jede Frage unnütz, ob er nöthig war, ob er so entstehen mußte, die Existenz des Staates, die letzten Grundlagen jedes nationalen Gedeihens sind der Entscheidung des blutigen Kampfes preisgegeben; die erste Aufgabe ist jetzt, nicht mehr im Innern des Staates zu bessern, sondern zur Rettung aus der drohenden Gefahr nach Kräften zu helfen.

In Berlin ist ein Comité zusammengetreten, in welchem Wagner, Mommsen, Ewesten, Virchow einmüthig neben einander Unterstützung für Krieger im Felde suchen. Das ist erst der Anfang, wir sind überzeugt, Andres wird schnell nachfolgen. Die Gegner haben sich getäuscht, welche aus dem erbitterten Oppo-